

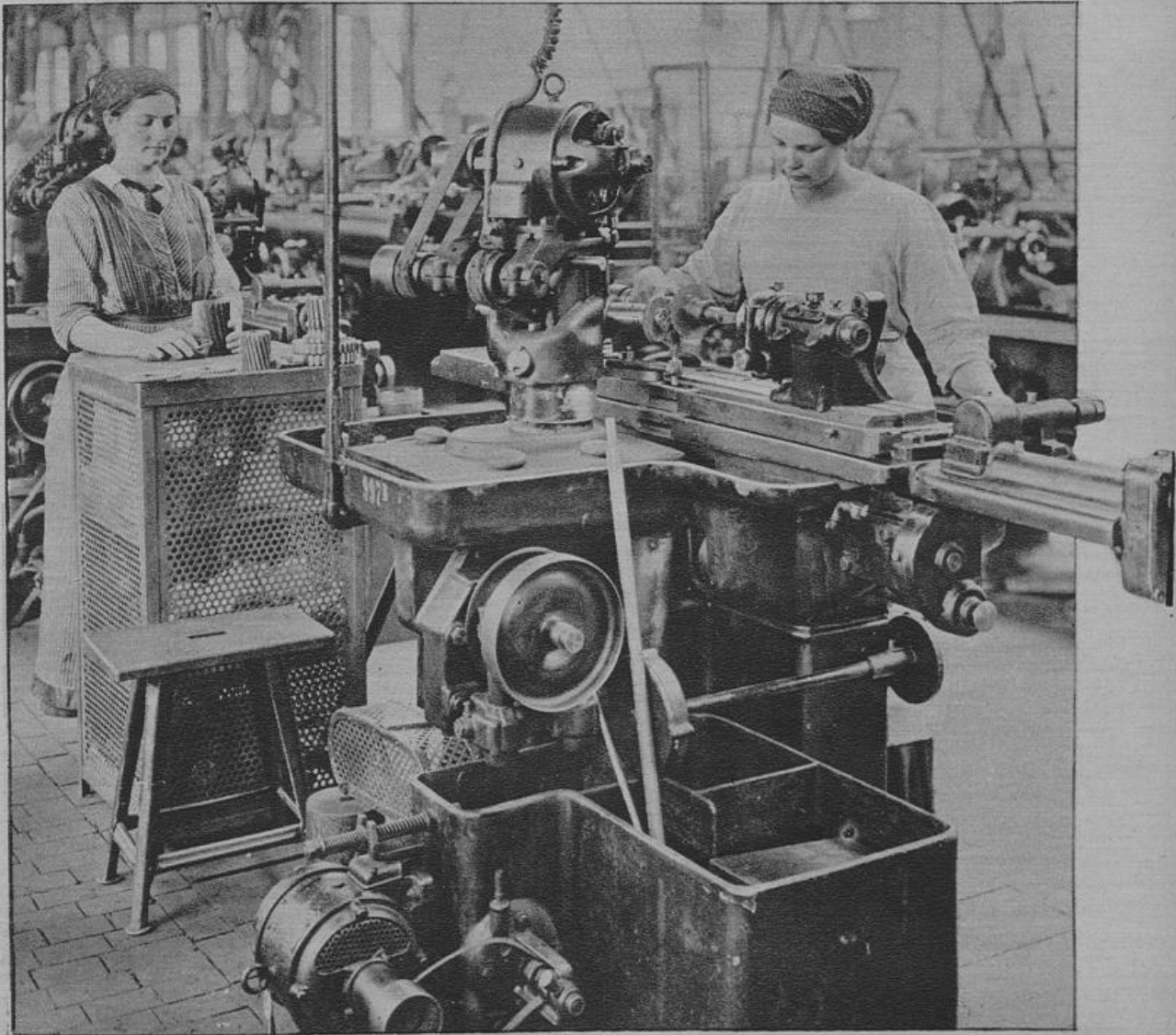
Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 51.

Düsseldorf, 29. Juli

1916.

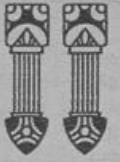


Aus einer unserer staatlichen Artillerie-Werkstätten: Weibliche Arbeiter in der Dreherei.
Phot. Gebr. Haedel.



Eine Kriegslist.

Von Edgar Alfred Regener.



Sans Lützenkirchen hatte nur auf die Ablösung gewartet. Jetzt ging er, leise vor sich hin pfeifend, aus der ersten Feuerstellung durch den langen Verbindungsgraben an dem Mörser und der Grabenbatterie vorbei nach der dritten Stellung. Hier sprang er auf einen Beobachtungsstand und hatte nun den ungehinderten Blick über die deutsche und französische Stellung und über das Gelände zwischen den Gräben von Freund und Feind. Dort lag auch mitten zwischen den Stellungen das Flugzeug. Vor zwei Tagen hatte es die deutsche Front überflogen, hatte sich weit hinten über den von den Deutschen besetzten Gebieten trotz eifriger Beschießung mehrere Stunden umhergetrieben und war dann auf seinem Rückflug von dem heißen Eisen der Abwehrtanonnen gefaßt worden. Mit der letzten Kraft hatte es im Gleitflug hinter den eigenen Linien niedergehen wollen, aber die Insassen hatten die Gewalt über das Flugzeug verloren, und so war die Maschine über dem Feld zwischen den Gräben niedergegangen, hatte sich mit den Propellern in den Erdbügeln verfangen, war vornüber gekippt und lag nun, eine verworrene Masse von Draht, Gestänge, Holz, Leinwandsegen, im Zwischengelände. Raum war der Apparat niedergegangen, als der Franzmann in Haufen aus dem Graben sprang und, der Gefahr nicht achtend, die Insassen retten und das Flugzeug bergen wollte. Aber aus der deutschen Stellung sah im gleichen Augenblick ein Maschinengewehr ein. Hart hatte es zwischen den Anstürmenden gemäht und zum Rückzug gezwungen, was nicht tot oder verwundet auf dem Platze blieb.

Von seinem Beobachtungsstand aus konnte Lützenkirchen das Flugzeug deutlich sehen, sein Glas zeigte ihm auch die Gefallenen, die zu bergen noch nicht möglich war. Auch drei seiner Kameraden lagen darunter. Jeder Versuch einer Bergung war das Signal zu einer heftigen Beschießung, an der sich neben Gewehr und Maschinengewehr auch das pfeifende Schlagen der Flachbahngeschütze beteiligt hatte. So war es weder den Unsern noch dem Feinde möglich gewesen, sich den Weg zum Flugzeug zu bahnen.

Als die Franzosen das Ausmaß ihrer Unternehmungen sahen, begannen sie eines Abends von ihrem nächsten Sappentopf aus einen Stichgang vorzutreiben. Diese Absicht bereitete ihnen aber die deutsche Artillerie, die nicht nur das neu gebildete Grabenstück unter starkem Feuer nahm, sondern auch den Sappentopf vollständig eindeckte.

Die Nächte waren bisher mondhell gewesen. Die Übergänge vom Tag zur Nacht waren wohl in grausilbernen Schleier gehüllt gewesen, ließen aber das Gelände doch in einem zu weiten Umfang überblicken.

Hans Lützenkirchen nahm noch einmal das Gelände scharf ins Glas. Das Flugzeug lag da, wo das Feld mit seinen zahlreichen Minenspiuren und Granattrichtern seine tiefste Stelle erreicht, um in langsamer Steigung unter dem französischen Drahtverhau bis zu den feindlichen Gräben zu kriechen. Der Boden war noch nicht mit

frischem Grün bekleidet. Das Gras, das dort zwischen der von schweren Geschossen aufgeworfenen Erdkruste wucherte, zeigte eine gelblich-braune Verwesungsfarbe. Hier und da war sie schon in Fäulnischwärze übergegangen.

Die Farbe des Feldes war es vor allem, auf die Lützenkirchen achtete. Mit einer List wollte er den Franzmann schlagen. Er wußte, welchen Wert das Regiment darauf legte, sich in den Besitz der Aufzeichnungen, Karten und photographischen Aufnahmen zu setzen, die sich auf alle Fälle in den Taschen der Flugzeuginsassen befanden. Er wollte sie holen. Koste es was es wolle. Sogar noch diese Nacht, wenn das Wetter einigermaßen günstig war.

Der Tag war trübe, die Sonne hatte sich nicht sehen lassen. Er konnte annehmen, daß die schweren Wolkenwände dem Abenddunkel tiefste Färbung geben würden.

Er ging ohne Zaudern an die Ausführung seines Planes. Dort, wo die dritte Stellung die Höhe des Rammes erklimmen hatte, an dessen Hang sie eingebaut war, zog sich weithin ein Rübenfeld, dessen Früchte nun schon im zweiten Jahre ihre Kraft dem Ackerland entnahmen. Sie waren in die Höhe geschossen, hatten geblüht und Samen angefaßt und wieder abfallen lassen. Nun standen wie dünnes Geftrüpp die Samenäste da, unansehnlich und von grauschwarzer Färbung. Reiches Regenwetter hatte dafür gesorgt, daß sie nicht brüchig wurden.

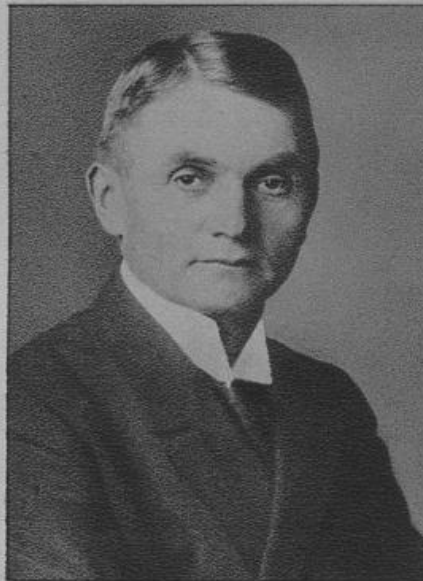
So raschelten sie nicht, als sich Hans Lützenkirchen bis zu dem Felde vorgearbeitet hatte und nun begann, davon abzubrechen und zusammenzuraffen, so viel er nur auf einmal unter seinen Armen forttragen konnte. Er mußte den Weg von dem Rübenacker bis zu seinem Unterstand mehrere Male zurücklegen, ehe er eine ihm genügend

erscheinende Menge der vermochten Rübenäste beieinander hatte. „Kinder, wer will für mich die nächste Wache schieben? Ich habe so'ne Idee: Ich will mal die Sache heute abend schmücken.“ — „Lützenkirchen, für welche Ziege hast du denn dies Futter gebolt?“ — „Paß auf, der legt sich hier noch 'ne Kaninchenzucht an,“ ließ sich ein Dritter vernehmen.

„Wißt ihr, was ich will? Ich hole heute abend aus dem Flugzeug die Papiere. Jawohl, wird gemacht!“ setzte er mit laut erhobener Stimme hinzu, als ein paar Kameraden in ein ungeschicktes Lachen ausbrachen.

„Erst sag mal, Hans, wie du dir das denkst; den Posten will ich gern für dich übernehmen, aber sag es dem Gruppensführer. Ich will mich nicht anfahren lassen.“

„Das ist recht, Baby,“ wandte sich Lützenkirchen an den Kameraden, der sich ihm als Vertretung angeboten hatte. „Nun hört mal zu. Wer jetzt Zeit hat, muß mir helfen. Dieses Rübenzeug wird mir auf Rod und Hofe festgenäht. Verstanden? Seht mal, Kinder,“ Hans liebte diese Anrede, denn er war der Älteste in der Gruppe und hatte sie auch, als der Unteroffizier in Uelau war, während dieser Zeit geführt, „ich habe doch in meiner Schulzeit mehr mit der Flinte



Kapitän König,
der Führer des Untersee-Handelschiffes
„Deutschland“.

Phot. Ver. J. L. Gef.
König, 1865 in einem Dorfe bei Suhl in Thüringen geboren, wo sein Vater als Geistlicher amtierte, war bis zu Beginn des Krieges Kapitän des Norddeutschen Lloyd und Führer des Dampfers „Schleswig“.

draußen gelegen, als ich hinter den Büchern saß. Daher ist ja aus mir nichts geworden. Selbst das Einjährige glückte mir mehrmals daneben. Das bloß nebenbei. Mein Lieblingswild war die Ente. Mit allen Listen hatte ich ihr nachgestellt. Ihr habt doch gewiß alle mal von Schuhanpassung gehört. Nicht?"

Lühenkirch machte eine Pause. Die grunzenden Rehlauter der Kameraden nahm er für eine Bejahung. So fuhr er ohne weitere Erklärung fort.

„Damals umsteckte ich meinen Anzug und Hut mit Schilf und Röhrchen, wenn ich mich in meinen hohen Wasserstiefeln durch die Teiche schob. So mache ich es heute wieder. Ich muß doch auf dem Bauch kriechen, denn die Erde ist zu windig. Darum nähen wir den Kram hier auf dem Rücken fest, und ich schiebe mich ganz vorsichtig über das Feld. Das kann natürlich nur langsam gehen, und darum dauert die Sache wohl ein bißchen lange.“

„Lacht doch nicht so dumm! Die Sache ist viel zu ernst. Ihr geht jetzt zum Unterstand. Ich werde mich hier in der Tracht zwischen dem ersten und zweiten Graben vertriehen. Wenn ich mit der Trillerpfeife ein Zeichen gebe, sollt ihr mich suchen kommen. Wir wollen sehen, ob ihr mich entdeckt. Das soll die Probe für heute abend sein.“

Und die Probe gelang über alles Erwarten gut. Der letzte Spötter gewann dem Vorhaben Lühenkirchens Achtung ab. Aber mit Ratsschlägen, die nun gern und reichlich gegeben wurden, durfte man ihm nicht kommen. „Das paßt mir nicht in meinen Kram,“ pflegte er dann zu sagen. Daher kam es auch, daß im Unterstand bis zum Beginn der Dämmerung niemand mehr des Unternehmens Erwähnung tat.

Lühenkirch hatte seinem Gruppenführer kurz seine Ansicht mitgeteilt. Sie war weitergegeben worden, und von keiner Stelle wurden Einwendungen erhoben. Die Posten und die Maschinen-gewehrabteilung hatten ihre Instruktionen erhalten.



Gefechtsübung auf S. M. S. „Prinzregent Luitpold“: Im Kampf mit markierten Fliegern.

Phot. A. Groß.

Im Unterstand herrschte eine unheimliche Stille. Was Lühenkirch da eben sagte, klang so selbstverständlich, daß es jedem einleuchtete. Die Sache war ja ganz einfach. An ein Mißlingen war da nicht zu denken.

„Na, mal los! Hier ist mein Rod, die Hosen ziehe ich gleich aus. Baby, nimm deine Knarre und ziehe auf Posten. Mit dem Unteroffizier rede ich sowieso. Es ist Zeit.“

Lühenkirchens Worte waren Befehle. Sie brachten Leben und Bewegung in die Untätigkeit und Stille.

Rasch hatte er sich seines Waffenrodes entledigt und gab ihn den helfenden Händen der Kameraden. Anderen vertraute er seine Beinkleider an und gab Anweisungen, wie das Kraut am wirkungsvollsten besetzt wurde.

Als Lühenkirch in dieser Gewandung vor dem Unterstand in den schmalen Graben trat, sah er aus wie ein phantastisch ausgepudelter Indianer und erregte große Heiterkeit.

Bei der gebotenen Vorsicht war das Ziel nur in zeitraubender Arbeit zu erreichen. Lühenkirch nahm als einzige Waffe einen Revolver zu sich. Einen Schutzhelm hing er sich um den Hals, hinter seinem Schutze wollte er sich zur halben Höhe aufrichten, wenn er bis zum Flugzeug vorgedrungen war.

Er vermied es, aus der nächst gelegenen Gasse herauszutreten, um nicht den Argwohn oder die Aufmerksamkeit des Feindes zu erregen.

Als er das eigene Drahthindernis überwunden hatte, konnte er die erste Strecke seines Weges aufrecht zurücklegen. Dann hief es sich langsamer und geduckt weiterzupürschen. Einzelne Kugeln durchschnitten um ihn die Luft. Sie konnten ihm nicht gelten. Schüsse in Nebel und Dunkel.

Jetzt, langsam: Tak—tak—tak. Das war das deutsche Maschinen-gewehr. Er kannte es am Klang. Es war wachsam, um den Feind zu täuschen. Die Kugeln waren über das Flugzeug hinaus gerichtet.

Es war Zeit, sich niederzuwerfen und in langsamstem Schnecken-tempo unter Benutzung jeder Erdfalte den nächsten deutschen Sappentopf, der in Sicht der Franzosen lag, zu umschleichen und dann geradeswegs auf das Flugzeug loszusteuern.

Die Ellbogen der unter der Brust zusammengezogenen Arme hatten allein zu arbeiten. Langsam wurden sie vorgeschoben, der Körper hob sich ein klein wenig unter Anpassung seiner Muskelkräfte, und dann zogen die Ellbogen den leicht gehobenen, schwer nachdrängenden Körper vorwärts.

Das ging nur zentimeterweise. Dabei scheuerten Drahtenden, die zerrissen den Weg kreuzten, scharfkantige Granatplitter, die umhergestreut lagen, die Ellbogen wund.

Die Dunkelheit hatte zugenommen. Aus den französischen Gräben fielen merkwürdig wenig Schüsse. Nur das Aufblitzen der schweren Minenwerfer beim Abschluß zerriß für einen Augenblick das Grau der kommenden Nacht. Leuchtraketen gingen funkenstreuend in die Höhe, zerteilten sich oben und schwellten langsam unter dem Fallschirm über das Feld. Ob der Franzmann etwas vorbereitete? Ob er vielleicht auch die erste dunkle Nacht zu einem Handstreich auf das Flugzeug ausnützen wollte?

Lühenkirchen achtete auf jedes Geräusch in seiner Umgebung. Er war beruhigt, daß das Rübenkraut bei seinen vorsichtigen Bewegungen nicht raschelte. Die Verteilung mußte ihm glänzend gelungen sein, denn die zahlreich zwischen den Gräben hausenden Ratten liefen über ihn hinweg, setzten sich dicht vor seinem Kopf, lekten und putzten sich, um dann schnell wieder durch das hohe Gras zu verschwinden.

Ein paarmal hob er sacht eine Lehmrinne und knipste sie nach ihnen hin, wenn sie sich gar zu dicht bei ihm zu schaffen machten.

Zischend und silberhell stieg auf deutscher Seite eine Rakete auf.

Lühenkirchen hatte nicht mehr Zeit, den Kopf an die Erde zu drücken.

So hielt er ihn steif und unbeweglich. Aber mit Auge und Ohr spähte er um sich. Da! Richtig! Der Franzmann war vorn!

Durch die plötzlich ausleuchtende deutsche Rakete waren sie überrascht. Sie hatten sich rasch niedergeworfen, aber Lühenkirchen waren die Bewegungen der dunklen Umrisse nicht entgangen.

Ein Zurück gab es für ihn nicht. Der Gedanke, daß die Franzosen ihm zuvorkommen konnten, peinigte ihn.

Das mußte einen Kampf auf Leben und Tod geben.

Blißschnell durchzuckte es ihn, daß der Kampfplatz ihnen allein gehörte. Da sprach kein anderer mit, und die Maschinengewehre mußten schweigen, wollten sie nicht ihre eignen Kameraden — von hüben sowohl wie von drüben — gefährden.

Ein kurzes Bedenken. Jetzt bedauerte er doch, das Dolchmesser im Unterstand zurückgelassen zu haben. Es mußte auch so gehen. Kam es zum Nahkampf, dann mußten seine Fäuste sprechen, sollte der Revolver ihn im Stich lassen.

Lühenkirchen prägte sich genau die Stelle ein, wo die Franzosen sich niedergeworfen hatten. Er maß und schätzte die Entfernung vom Flugzeug. Er mußte sich sagen, daß der Feind einen Vorprung vor ihm hatte und im Vorteil war.

Nach dem Ersterben der Rakete schien sich die Dunkelheit noch stärker an die Erde zu klammern.

Lühenkirchen ließ jetzt von der Richtung des Flugzeugs ab und wandte alle Kräfte auf, um möglichst rasch dem Feinde in die Seite zu kommen.

Erinnerungen an heimliche Jagden tauchten auf und verschwanden. Er drängte sie zurück und sammelte die Spannkraft seiner Nerven auf einen Punkt. Jetzt sah er wieder die dunklen Umrisse genau vor sich in geringer Entfernung. Es waren drei Mann. Er hörte scharfes Atmen und ab und zu einen leisen Zuruf.

Lühenkirchen durfte keinen Augenblick mehr zögern. Seine Rechte löste den Revolver aus dem Gurt und schob sich über die Schulter und den Kopf hinaus nach vorn in das Dunkel.

Der Körper drehte sich zu bequemerer, ruhigerer Lage.

Fest und sicher lag die Hand um den Kolben, wie auf dem Scheibenstand des väterlichen Gutes, wo er so oft geübt.

Da unterschied er zwischen den langsamen grauen Bewegungen etwas Helles. Das mußte doch sicher das Gesicht eines Franzosen sein.

Lühenkirchen drückte ab. Der leise Knall wurde von der Dunkelheit verschluckt. Die Bewegung vor ihm hörte einen Augenblick auf. Dann eine kurze Unruhe, ein lebhaftes Flüßtern, ein Gurgeln und ein stöhnendes Aufatmen.

Ein feines Knaden, die abgeschossene Patronenhülse sprang aus der Kammer, der Revolver war von neuem gespannt.

Hans Lühenkirchen lag auf der Lauer.

Behutsam hob er die mitgenommene Stahlplatte von der Brust und lehnte sie schräg vor sich, daß sein Kopf etwas Bedeckung fand.

Fortsetzung auf Seite 246.



Eisenbahnminister von Breitenbach (1) und Handelsminister von Sydow (2) auf einer Inspektionsreise im besetzten Gebiet des Ostens. Phot. Gebr. Haeckel.

Bakterienforscher Elias Metschnikow †

Der berühmte russische Bakterienforscher Metschnikow, der in diesen Tagen im Alter von 71 Jahren gestorben ist, entstammte jener südrussischen Gegend, von der man behauptet, daß ihre Bewohner eine größere geistige Regsamkeit besitzen als die Großrussen. In Charkow im Jahre 1845 geboren, studierte er an der russischen Universität in Odessa Naturwissenschaften, ging aber frühzeitig, seinem Wissenstrieb folgend, nach Deutschland. In den Jahren 1864—1867 arbeitete er als Naturwissenschaftler an den Hochschulen in Sieben, Göttingen und München und wurde im Alter von 24 Jahren Professor der Zoologie an der Universität Odessa.

Frühzeitig hatte er sich jenem eigenartigen Gebiete der Zoologie zugewandt, das damals gerade eine starke Förderung erfuhr: der niederen Tierwelt. An der weltberühmten zoologischen Station in Neapel, an der auch Hädal seine Forschungen unternommen hat, hat Metschnikow zahlreiche Untersuchungen angestellt. Während seiner russischen Lehrtätigkeit besaßte er sich besonders mit der Tierwelt des Schwarzen Meeres. Von der niederen Tierwelt zu den kleinsten Lebewesen, den Bakterien, ist kein großer Sprung. Metschnikow warf sich auf die damals neu erstehende Bakterientunde und vereinigte bald die sich hier berührenden drei großen Zweige: Zoologie, Medizin

und Chemie in seinen Forschungen. Als ein Schüler deutscher Wissenschaft berichtete er über seine Ergebnisse meistens in deutschen Zeitschriften und hat an großen deutschen Handbüchern mitgearbeitet. Sehr fruchtbar waren seine Untersuchungen auf dem Gebiete der Immunitätslehre. Die Metschnikowsche Lehre von der „Phagozytose“ ist weltberühmt geworden; sie besagt, daß die Zellen und auch die weißen Blutkörperchen Bakterien in sich aufnehmen und zerstören können. Damit war ein Weg gegeben, um der Infektion entgegenzutreten, indem man diese Aufnahme- oder Zerstörungsfähigkeit der Zelle verstärken konnte. Durch solche Forschungen ist die Lehre vom „Serum“ wesentlich gefördert worden. Seine zoologischen Forschungen veranlaßten Metschnikow, im ganzen Tierreich die Schutzrichtungen der Zellen gegen die Bakterien und deren Gifte zu studieren, und so hat er sich denn auch mit den großen Plagen der Menschheit: der Pest,

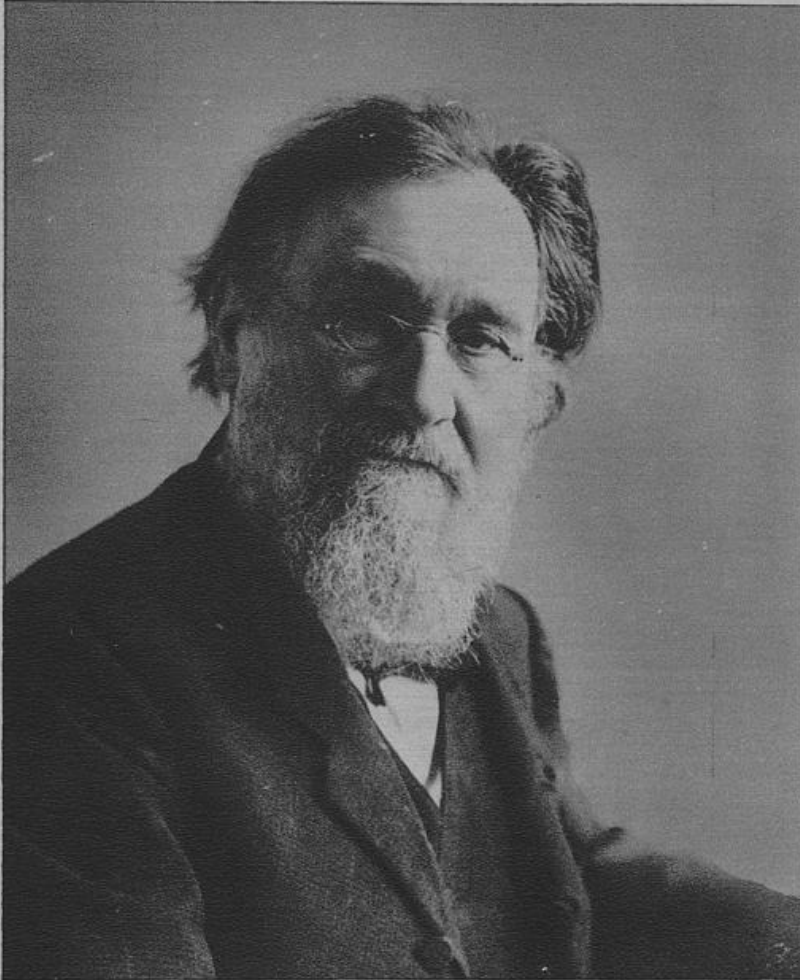
der Cholera, dem Typhus und anderen Seuchen eingehend befaßt und die Immunitätswissenschaft hervorragend bereichert. Besonders interessierte ihn die Cholera, die ja alljährlich sein russisches Vaterland heimsuchte. In Rußland bot sich ihm aber keine Stätte, die seinem Forschungsdrang hätte genügen können. So ging er denn schon im Jahre 1890 an das berühmte Pasteurische Institut in Paris und war dort nach dem Tode Pasteurs — unter Roux — der stellvertretende Leiter.

Von hier aus hat er gemeinsam mit französischen und besonders deutschen Forschern, mit Roux, Koch, Ehrlich, Behring, Pasteur, zusammen gearbeitet. Obwohl ursprünglich Naturwissenschaftler, hat er in den Kreisen der Medizin einen Welt Ruf erlangt, besonders in der Pathologie, wo seine Lehre das Wesen der Entzündungen neu begründete. Seine Forschungen übertrug er auch auf Fragen, die zur Allgemeinheit auch äußerlich mehr Beziehung haben.

So wurde er der moderne „Hufeland“, der bekanntlich im vergangenen Jahrhundert als der Lehrer der „Lebensverlängerung“ bezeichnet wurde. Metschnikow hat sich besonders mit der Lebensdauer des Menschen beschäftigt und glaubte, daß gewisse Bakterien im menschlichen Darm den Menschen zu früh altern und sterben lassen. Diese Keime

wollte er durch Milchsäurebazillen vernichten. Diese Bazillen fand er in dem bekannten Gärungserzeugnis der Milch, der bulgarischen Joghurt. Seine Forschungen haben besonders veranlaßt, diese alltägliche Speise der bulgarischen Bauern in ganz Europa bekanntzumachen. Er wollte gefunden haben, daß gerade in Bulgarien die Zahl der sehr alten Leute besonders groß sei. Er selbst hat indessen nur ein wenig mehr als das biblische Alter erreicht. 1908 bekam er zusammen mit Paul Ehrlich den Nobelpreis. Das Andenken an diesen großen russischen Forscher wird in der Wissenschaft bestehen bleiben. Nicht vergessen aber darf man, daß die Grundlagen seiner Wissenschaft aus Deutschland kamen, und daß die wichtigsten Ergebnisse seiner Forschungen in engem Zusammenarbeiten mit deutschen Naturforschern und Ärzten erfolgten.

Re.



Prof. Elias Metschnikow †.

Würde der Franzmann von seinem Ziel ablassen und nach der Richtung hin gehen, aus der der Schuß gefallen war? Würde er umkehren? Was würde er mit dem Kameraden machen, der offenbar schwer getroffen, wenn nicht getötet war?

Lühenkirchen mußte mit Gewalt die in ihm aufsteigende Erregung niederzwingen. Das taugte nichts und gab nur eine unruhige Hand beim Schießen.

Gott sei Dank, der Feind ging weiter vor. Das Schussfeld war äußerst günstig. Ein zweiter Schuß peitschte zu ihm hinüber. Er sah, aber er sah nicht gut. Ein lauter Schrei, der vergeblich erstickt werden sollte, bewies es.

Kurz darauf krachten zwei Schüsse zu Hans Lühenkirchen hin. Jetzt noch einer und nach kurzer Pause noch einer.

„Verdammt, der Kerl schießt gut,“ ging es ihm durch den Sinn. Da hieß es aber, auf der Hut sein.

Der verwundete Franzose winnerte durch die zusammengebissenen Zähne.

Sein Kamerad war um ihn bemüht und war doch ratlos, was er unternehmen sollte.

Vorerst rasch verbinden, dann zurückziehen und Hilfe holen?

Damit blieb die eigentliche Aufgabe ungelöst. Das ging auch nicht an.

Unterdes wurde auch das Wimmern stärker.

Es konnte ihn verraten und ihm zum Verderben werden. Er kroch zu dem Verwundeten, kniete sich etwas in die Höhe und suchte nach der Wunde.

Es war ein Bauchschuß, der seitlich getroffen hatte.

Wie ein Luchs hatte Lühenkirchen alle Bewegungen des Feindes verfolgt. Als er ihn beschäftigt sah, wie er sich um den angeschossenen Kameraden mühte, wandte er sich halb rechts und schob sich rudweise und leise dem Flugzeug näher.

Wieder und wieder hielt er unterwegs an und ließ seine Sinne spüren. Und jedesmal schöpfte er neue Sicherheit und neuen Mut daraus.

Unbehellig zog er den Körper durch das Gewirr der Flugzeugtrümmer bis zum Führer- und Beobachtungssitz. Er überwand das Grauen, das ihm die von Kugeln durchlöcherten, auf ihren Sitzen

festgeschnallten Fliegeroffiziere erweckten. Steif und kalt in unbeholfenen Bewegungen waren die Körper verbogen, in den faulen Augen stand Entsetzen.

Wieder stieg eine Unruhe in Hans Lühenkirchen auf, und seine Hände zitterten, als sie nach Karten und Papieren suchten. Eine unerklärliche Hast lag in ihm, als er die Wände des Apparates, Boden und Sitze, die Kleidung und die Leichen abtastete, bis er, in Schweiß gebadet, ein paar Taschen und Mappen mit Zeichnungen und Niederschriften fand.

Auch den photographischen Apparat nahm er mit.

Eile tat not.

Der Franzmann schied eben wieder eine Rakete in die Höhe, aber sie zündete glücklicherweise nicht.

Lühenkirchen band rasch mit alten Zeltbahnschnüren, die er in der Tasche verwahrt, die Beute unter dem Waffenschloß auf der Brust fest.

Die Stahlplatte ließ er liegen. Sie hinderte ihn nur und konnte ihm jetzt doch nichts mehr nützen. Außerdem reizte es ihn wieder zu neuem Wagnis.

Von dem Flugzeug aus hatte er den dritten Franzosen noch immer als Sanitäter beobachtet.

Er wollte ihm in seiner Weise helfen und den Schwerverwundeten bald in ärztliche Behandlung bringen.

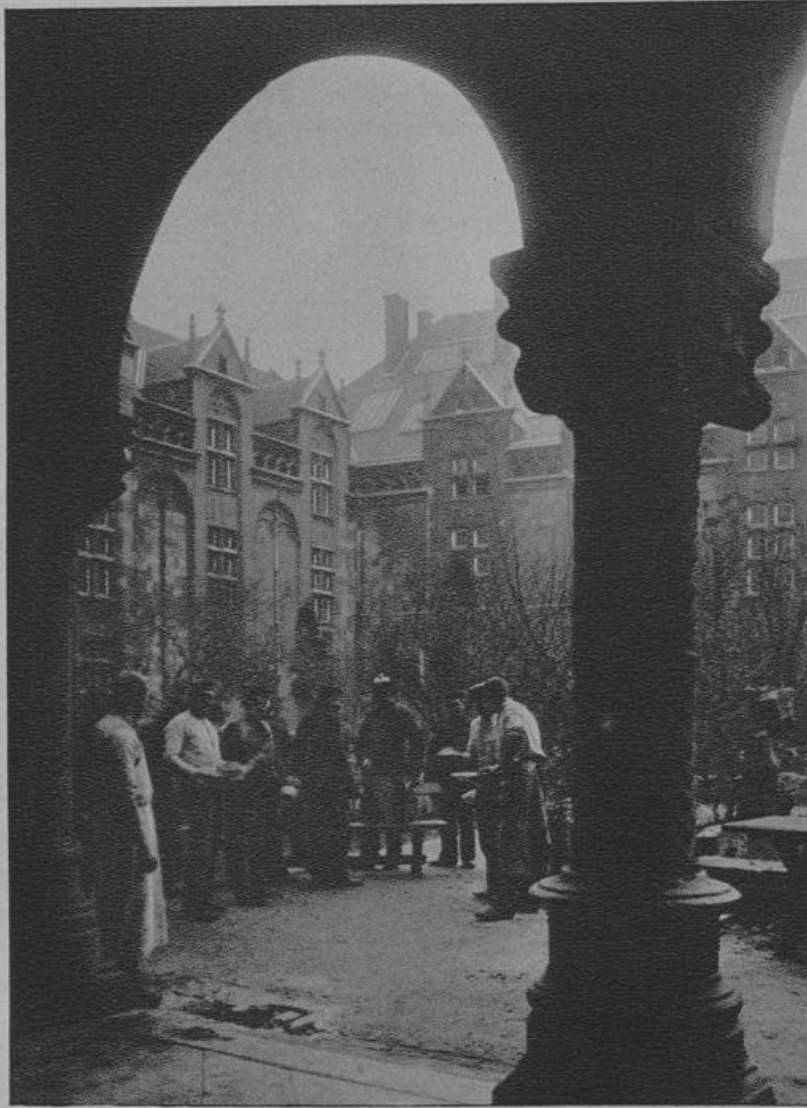
Er schlich sich dem Feinde in den Rücken. In kurzen Stößen brachte er sich vorwärts. Es ging unbequemer als vorher.

Die erbeuteten Mappen waren wohl flach, aber steif.

Er schätzte die Entfernung. Ein federnder Sprung, und er sah im Au-

dem niedergebückten Franzosen auf dem Rücken. Der Anprall war so stark, daß der Feind nach vorn überstippte und die doppelte Schwere sein Gesicht an den Erdboden pressen ließ.

Der Verwundete stöhnte mit schwindendem Bewußtsein tief auf. Rasch riß Hans Lühenkirchen seinem Gegner die Pistole und den Dolch von der Seite, warf sie in weitem Schwung von sich und schlug ihm den grauen Stahlhelm vom Kopfe. Der Franzose fühlte an seiner rechten Schläfe den kalten Lauf eines Revolvers. Mit hartem, hurtigem Ruck wurde nun sein Körper schnell herumgerissen, und der Revolver stand drohend



Im deutschen Gouvernement Lüthich: Essenausgabe im Innenhof des Justizpalastes.

Phot. V. Wiese.

vor seinen Augen. Auf seiner Brust kniete jetzt, jeden Bewegungsversuch hemmend, sein Aberwinder.

„Pardon, camarade! Nix bon, nix bon,“ kam es gepreßt und stoßweise über die Lippen des Gefangenen.

Als er die erbärmliche Angst des uniformierten Lebens vor sich sah, mußte Lützenkirchen unwillkürlich lächeln.

Nun wußte er, daß er gewonnenes Spiel hatte.

Er ließ langsam sein Opfer frei, packte den Unterarm des Feindes mit festem Griff und zog ihn zu dem Schwerdewundeten nieder.

Durch Zeichen gab er ihm zu verstehen, daß er mit Hand anlegen sollte an der Bergung seines Kameraden.

In den Augen des Franzosen stand noch immer Schreck und Entsetzen.

Was war das nur für ein Boche mit dem halben Aderfeld auf dem Rücken?

Willig folgte er den Anordnungen Lützenkirchens, der mit unsanften Puffen nachhals, wo seine Zeichen nicht gleich verstanden wurden.

Auf den Knien rutschend, kriechend, hodend, mit vielen Pausen und Unterbrechungen legten beide den Weg zurück, den Lützenkirchen vor mehreren Stunden benutzt hatte.

Ab und zu schlug eine schwere Mine über sie hin und schlug lärmend in die deutsche Stellung, die mit verhaltenem Atem dem Ausgang des kühnen Unternehmens zu lauschen schien.

Denn kein Schuß fiel. Aber viele Augenpaare suchten durch die Schießscharten der Schützenstände über das Vorgelände nach dem Kameraden.

An der Längsseite einer Sappe, vom Feinde ungesehen, beugte Lützenkirchen seinem Gefangenen, sich und den Verwundeten niederzulegen.

Er selbst hob sich leise über die Böschung, setzte die Signalpfeife an die Lippen und schrie den Alarmton hinaus.

Vom Graben her wurde es lebendig. Zischend ging, wie es verabredet war, eine rote

Leuchttugel in die Höhe und gleichzeitig setzte das Maschinengewehr, das bisher geschwiegen hatte, mit lebhaftem Getöse ein und ließ einen gleichmäßigen Kugelregen auf das Flugzeug und seine Umgebung niedergehen. Die Täuschung gelang, denn der Franzose schwieg. Er fürchtete für seine Patrouille.

Lützenkirchen rief zwei Kameraden auf die Böschung, und sie hoben vorsichtig und sorgsam den Schwerdewundeten in den Sappengang.

Dort legten sie ihn nieder, bis die Sanitäter nach vorn kamen, den Verband untersuchten und erneuerten und den sieberheißen Körper auf die Tragbahre hoben.

Wie ein Laufseuer hatte sich die Kunde von dem glücklichen Gelingen des Handstreiches durch den Graben verbreitet.

Wer nicht durch den Dienst festgehalten wurde, kam aus seinem Unterstand, um etwas von dem Wie und Was zu erfahren.

Lützenkirchen schob die lästigen Fragen mit der Hand zurück und sagte gar nichts.

Er wartete, bis der Verwundete von den Sanitätern besorgt worden war, nahm seinen Gefangenen am Arm und ging zum Unterstand des Kompagnieführers.

„Grenadier Lützenkirchen von Patrouille zurück. Papiere und Zeichnungen aus dem Flugzeug genommen und zwei Gefangene gemacht.“

Nach der kurzen Meldung mußte er genau berichten, wie sich alles ereignet hatte.

Er tat es mit kurzen und knappen Worten.

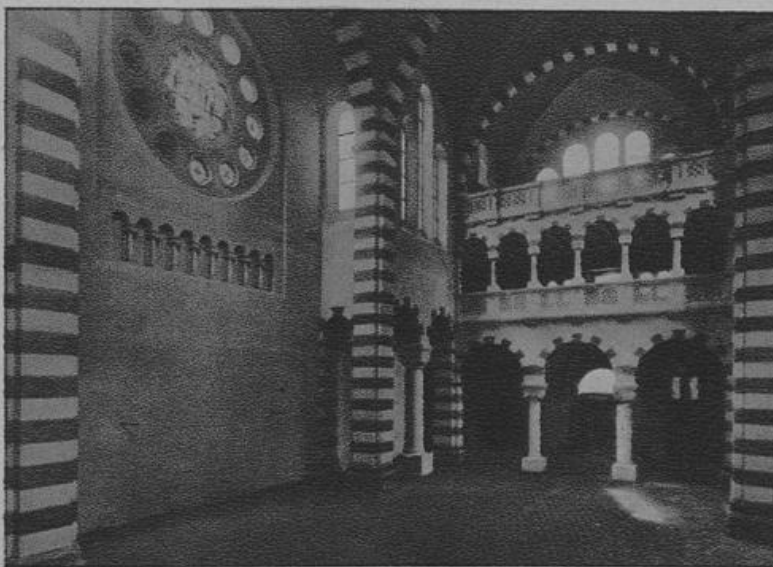
Wenige Tage später trug Hans Lützenkirchen im Knopfloch seines Waffentodes das schlichte Band des Eisernen Kreuzes.



Gestalt der Einweihung der St.-Paulus-Kirche in Brüssel. Phot. Samton.

1. General-Gouverneur Freiherr von Bissing. 2. Baron von und zu Frankenstein, K. u. K. Reichskommissar beim Generalgouvernement in Belgien. 3. Prälat Schmelzer, Generalpräses der katholischen Gesellenvereine. 4. P. Dr. Leyendecker, Rektor der kath. deutschen Gemeinde in Brüssel. 5. Architekt Aloys Joseph Otto in Brüssel, der Erbauer der Kirche.

Am Tage des goldenen Jubiläums der katholischen deutschen Gemeinde in Brüssel fand dort die Einweihung der katholischen deutschen St. Pauluskirche statt. Im Mai 1914 wurde der Grundstein zu dieser Kirche gelegt. Fast ein Jahr lang ruhte der Bau, durch den Weltkrieg unterbrochen. Dank der tatkräftigen Förderung durch den Generalgouverneur wurde nunmehr das herrliche, im romanischen Stile errichtete Gotteshaus vollendet.



Innenansicht der katholischen deutschen St.-Paulus-Kirche in Brüssel.

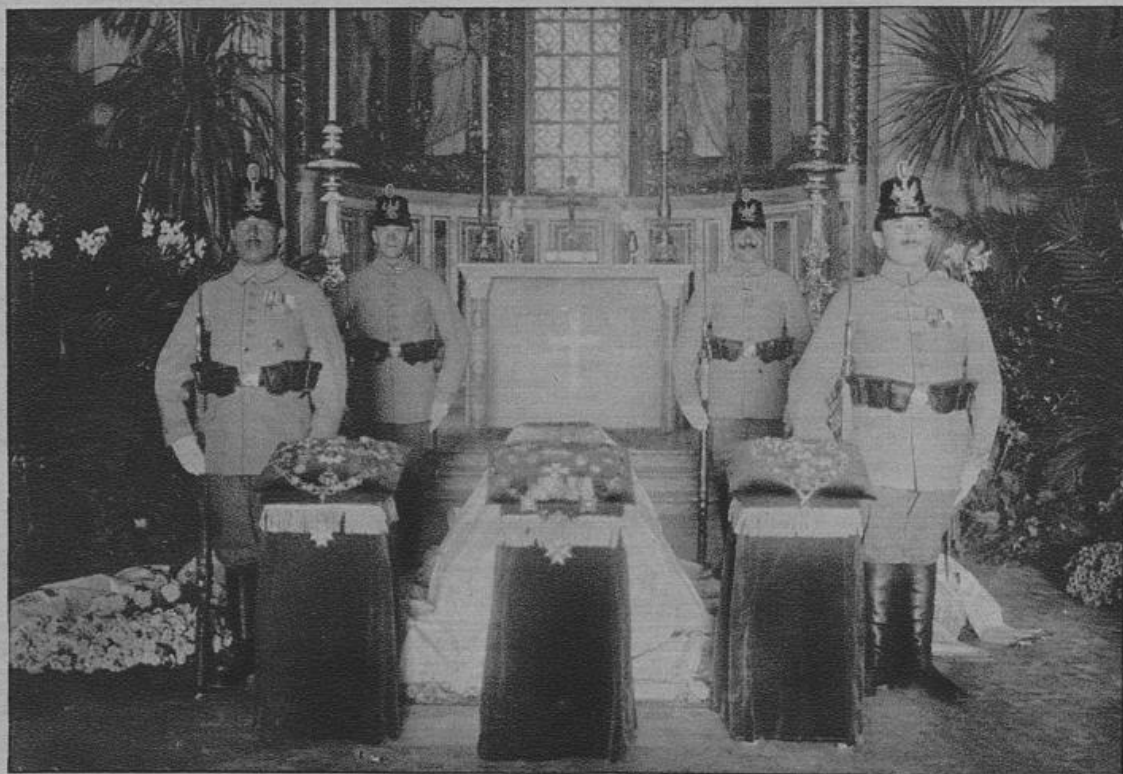
Phot. Samton.

Beisetzung des Prinzen Adolf zu Schaumburg-Lippe in Bückeburg.

In feierlicher Weise wurde im Mausoleum zu Bückeburg Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe beigesetzt. Die Strapazen des Feldzuges hatten die Gesundheit des Prinzen untergraben, so daß er sich in eine Heilstätte in Godesberg begeben mußte, wo er nach vierwöchigem Krankenlager einer Herz- und Lungenerkrankung erlag. Prinz Adolf, Onkel des regierenden Fürsten Adolf von Schaumburg-Lippe, wurde als der vierte Sohn des Fürsten Adolf Georg zu Schaumburg-Lippe am 20. Juli 1859 zu Bückeburg geboren. Er besuchte die Universitäten Göttingen und Bonn. 1881 wurde er Leutnant à la suite im westfälischen Jägerbataillon Nr. 7. Als Oberleutnant trat er in das Husaren-Regiment König Wilhelm (rheinisches) Nr. 7 über. Im Jahre 1913 wurde er General der Kavallerie, in welcher Eigenschaft er bei Ausbruch des Krieges mit ins Feld rückte. Verheiratet war der Prinz seit dem 19. November 1890 mit Viktoria, der Tochter des verstorbenen Kaiser Friedrichs, also der zweitältesten Schwester des Kaisers. Zum Regenten des Fürstentums Lippe-Detmold ernannt, verwaltete er das Fürstentum für seinen regierungsunfähigen Bruder bis zum 22. Juni 1897.



Die Herrschaften beim Verlassen des Mausoleums nach der Trauerfeier. Im Eingang die Bonner Studenten und Husaren. Phot. H. Groß.



Die Ehrenwache an der Leiche des Prinzen Adolf im Mausoleum zu Bückeburg. Phot. H. Groß.